Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 10

Buchbesprechung: Die Gesellschaftskrise der Gegenwart [Röpke, Wilhelm]
Autor: Gitermann, V.

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ROTE REVUE
SOZIALISTISCHE MONATSSCHRIFT
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz

21. JAHRGANG – JUNI 1942 – HEFT 10

„Die Gesellschaftskrise der Gegenwart"

Bemerkungen zu einem Buch von Wilhelm Röpke

Von Prof. Dr. V. Gitermann

Unlängst ist im Eugen-Rentsch-Verlag unter obigem Titel ein Werk herausgekommen, welches in der bürgerlichen Presse lebhaften Anklang zu finden scheint [1]. Der Verfasser, ein in Genf am «Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales» wirkender Nationalökonom, nimmt gleichzeitig an zwei Fronten den Kampf auf: einerseits wendet er sich gegen jene «verhängnisvollen Irrwege», die der wirtschaftliche Liberalismus der letzten zwei Jahrhunderte gegangen sei, anderseits gegen die Tendenz zum «Kollektivismus», welche in unserer Zeit immer mächtiger hervortrete. Als Ausweg aus dem Dilemma zwischen Liberalismus und Kollektivismus empfiehlt der Autor — unter dem etwas farblosen Schlagwort des «Dritten Weges» — eine den Kapitalismus im wesentlichen konservierende Sozialpolitik, gekennzeichnet etwa durch Sanierung des selbständigen Bauern- und Handwerkertums, Entproletarisierung und Dezentralisierung der Industrie, gesunde Konkurrenzregelung und Bekämpfung der Privatmonopole sowie durch liberale Neuordnung der weltwirtschaftlichen Beziehungen.

Man muß Prof. Röpke von vornherein zugute halten, daß er den Gefahren ungewollter oder gar böswilliger Mißdeutung in besonders hohem Grade ausgesetzt ist, weil er eine reichlich komplizierte Position zu verteidigen unternimmt. Freilich weist die von ihm bezogene Stellung eine so große Fülle mit «wenn» und «aber» verklausulierter Thesen auf, daß er sich nicht beklagen darf, wenn der kritische Leser, auch ohne an der anständigen Gesinnung des Autors zu zweifeln, doch mit geschärfter Aufmerksamkeit, ja beinahe mit Mißtrauen innerhalb des vorgetragenen Ganzen nach Widersprüchen und Schwächen zu forschen beginnt. Zwar bezeichnet Röpke seine Arbeit als gleichsam nur provisorische «Zwischenbilanz; dieses Zugeständnis enthebt ihn aber keineswegs der Verpflichtung zu sauberer Begriffsbildung und logischer Konsequenz. Sowohl das bürger-

[1] Wilhelm Röpke, Die Gesellschaftskrise der Gegenwart. 410 Seiten. Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich 1942. In Leinen Fr. 12.—.

liche wie auch das sozialistisch gesinnte Publikum kann sich in zahlreichen Einzelheiten — die einen da, die andern dort — von Röpke bestätigt fühlen. Aus dem großen Reservoir von Kenntnissen, Lesefrüchten und Gedanken, das der Autor aufgeschleust hat, läßt sich Wasser nahezu auf jede Mühle leiten, woraus sich, zumal in der geistig verworrenen Situation unserer Zeit, nicht unbedenkliche Folgen ergeben können. Um so größeres Gewicht hätte Röpke, zwecks Vermeidung eines unbestimmt schillernden Gesamteindrucks, darauf legen sollen, seinen eigentlichen Standpunkt präzis, unzweideutig und widerspruchsfrei herauszuarbeiten. Er mag nach solcher Klarheit gestrebt haben; sie zu erreichen, ist ihm nicht gelungen.

Im ersten Teile seines Buches versucht Röpke, eine «Diagnose» der heutigen Weltkrise — unter Berücksichtigung ihrer geistes-, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Ursachen — zu entwickeln. Was die Darstellung der geistesgeschichtlichen Momente anbelangt, so reichen die Ausführungen Röpkes an jene Erkenntnisse, die wir etwa Karl Löwith («Von Hegel bis Nietzsche») zu verdanken haben, bei weitem nicht heran. Das Geistes- und Kulturgeschichtliche tritt meist nur als nebensächlich-dekoratives Beiwerk in Erscheinung, und keine der Formulierungen, die Röpke auf diesem Gebiete findet, erweist sich als einprägsam. Auf dem Terrain der sozialpolitischen Probleme, für die der Verfasser in erster Linie zuständig ist, erregt der Mangel an sorgfältig abgewogenen Definitionen gleich zu Anfang ein gewisses Unbehagen, das sich mit fortschreitender Lektüre verstärkt. An verschiedenen Stellen seines Buches (so auch S. 13/14) scheint Röpke die Notwendigkeit exakter Begriffsumschreibung direkt bestreiten zu wollen, mit der Begründung, daß eine Verständigung aller «Gutwilligen und Klarblickenden» ohnehin möglich sei. «Außerhalb der Ekstase des Massenrausches», meint er, «wissen die Menschen schließlich sehr wohl, was gesund und krank, stark und dekadent, gerecht und ungerecht, legitim und illegitim, der Natur des Menschen angemessen und unangemessen ist, und wenn sie es noch nicht wissen, so werden sie früher oder später darauf kommen, wenn sie erwacht und reif geworden sind.» Darüber, daß die ganze Geschichte der Philosophie gerade hinsichtlich solcher Fragen die erheblichsten Meinungsverschiedenheiten (auch außerhalb aller Massenräusche) aufzuweisen hat, setzt sich Röpke kühn hinweg. Als ob es eine erkenntniskritische Besinnung nie gegeben hätte, unterscheidet Röpke mit souveräner Willkür «echte» und «unechte» Gemeinschaft, «vital-anthropologisches» und ungerechtfertigtes Privateigentum, «gesunde» und «entartete» Wirtschaftspolitik, «ewige» und «zeitgebundene» Gesetze des menschlichen Gesellschaftslebens usw., ohne die Grundlagen und Voraussetzungen seiner höchst subjektiven Werturteile auch nur anzudeuten. Weiter kann ein Schriftsteller seine methodologische Unbekümmertheit auf dem Gebiete der Terminologie und in der apodiktischen Erledigung fundamentaler Vorfragen schon gar nicht mehr treiben. Röpke wendet sich immer wieder gegen «jene Vermassung, Verklumpung, Mechanisierung, Atomisierung und Proletarisierung, die der Fluch des Abendlandes geworden sind», ohne beispielsweise den Begriff der «Vermassung» soziologisch zu bestimmen und erkenntnistheoretisch zu prüfen. Was Röpke «Vermassung» nennt, ist möglicherweise gar kein spezifischer,

objektiver Tatbestand unserer Epoche, sondern ein subjektives Gefühl, mit dem privilegierte Schichten aller Zeiten auf soziale Umschichtungsvorgänge, z. B. auf die Zersetzung einer traditionellen und die Bildung einer neuen Elite, zu reagieren pflegen. Welche Sorgfalt und welchen Scharfsinn hätten wohl Max Weber, Georg Simmel, Ernst Troeltsch und sogar Werner Sombart der Untersuchung solcher Fragen gewidmet! Große Partien des Röpkeschen Buches wirken eben nur als polemisch- feuilletonistische Expektorationen. Wie kommt der Autor übrigens dazu, ungeachtet seines scharfen Kampfes gegen alle «Vermassung» der Lebensformen, gegen die Degeneration der Familie usw., auf S. 328 die vermehrte Errichtung von «Volksspeisehäusern» zu empfehlen? Daß Röpke auch mit historischem Material gelegentlich sehr eigenwillig umspringt, sei nur nebenbei angemerkt; so wenn er etwa erklärt, daß das 18. Jahrhundert «ein natürliches Verhältnis zum Kinde» gehabt habe und von «Erziehung zur Altklugheit» sowie von verhängnisvoller Verwischung der Rangstufen des Alters durchweg frei» gewesen sei. Es genügt, eine Reihe von Kinderbildnissen aus dem 18. Jahrhundert zu betrachten, — u. a. etwa jenes bekannte Gemälde von Haberkorn, welches den 6jährigen Gotthold Ephraim Lessing als «Gelehrten» und seinen 3jährigen Bruder Theophil als «Pastor» darstellt —, um Röpkes Neigung zu leichtfertigen Verallgemeinerungen richtig einzuschätzen.

Widerspruchsvoll und unklar verhält sich Röpke auch zu geschichtsphilosophischen Problemen. Niemand wird ihm das Recht streitig machen, die Annahme einer Zwangsläufigkeit des sozialen Geschehens, über die man in guten Treuen verschiedener Meinung sein kann, abzulehnen. Röpke macht von diesem Recht einen sehr ungenierten Gebrauch, indem er die Verfechter des historischen Determinismus — es gehören bedeutende Geister aller Jahrhunderte zu dieser Richtung — kurzerhand als «faselnde Schwachköpfe» abtut (S. 184). Röpke will nämlich plausibel machen, daß die Gegenwartskrise des Kapitalismus durchaus nicht etwa aus einer unabwendbaren immanenten Gesetzlichkeit seines Systems habe hervorgehen müssen, daß vielmehr eine (leider nur versäumte) Möglichkeit vorhanden gewesen sei, diese Krise zu verhüten. Die «mißratene» Form der Marktwirtschaft, welche tatsächlich nun einmal vorliege, meint Röpke, sei «das Werk der Geschichte, wie sie die Menschen gestaltet haben, während sie auch anders hätten handeln können»; sie sei «das Werk einer vorliberalen, feudalen Gesellschaft und schließlich im weitern Verlaufe das Werk schlecht beratener Gesetzgeber und Juristen». Derselbe Röpke hatte aber in der Einleitung (S. 9) den Standpunkt vertreten: «Da nichts ohne zureichenden Grund geschieht (sic!), muß für diese Katastrophe doch wohl eine Deutung und Erklärung möglich sein, die tiefere Gründe anzugeben weiß als Zufall, Dummheit und Bosheit.» Was soll man nun dazu sagen? Ist das «Mißraten» der liberalen Marktwirtschaft auf Einwirkungen früherer, feudaler Zustände zurückzuführen, dann ist das Fiasko des Kapitalismus eine Folge zwangsläufiger historischer Kontinuität, und die «faselnden Schwachköpfe» haben recht. Hätte aber die Generation, welche den modernen Kapitalismus konstituierte, trotz dem Erbe der Vergangenheit auch anders handeln können, als sie tat-

sächlich handelte, und schlug sie einen falschen Weg nur deshalb ein, weil sie sich in ihrer Politik von «schlecht beratenen Gesetzgebern und Juristen» leiten ließ, dann geht die zuletzt eingetretene Katastrophe auf Zufall oder Dummheit zurück, und sie entbehrt also doch eines tieferen, eines zureichenden Grundes.

Unstimmigkeiten dieser Art kommen bedauerlicherweise nicht etwa bloß vereinzelt vor. Der Raum, auf den sich selbst eine ausführliche Rezension beschränken muß, gestattet bei weitem nicht, alle Stellen erschöpfend anzuführen, welche zueinander in Widerspruch stehen und eben dadurch den leicht obenhin streifenden feuilletonistischen Stil des Röpkeschen Buches charakterisieren. Nur ein paar Exempel nicht zu Ende gedachter Formulierungen seien zitiert.

Prof. Röpke schreibt der reinen Marktwirtschaft (S. 170) die schöne Fähigkeit zu, außer materiellen Gütern auch «immaterielle Leistungen» zu produzieren, nämlich «Freiheit, politische Entgiftung des Wirtschaftslebens, Sauberkeit und Frieden». Praktisch trete uns die Marktwirtschaft im «mißgestalteten» historischen Kapitalismus allerdings nicht rein, sondern verfälscht entgegen, so daß sie die erwähnten immateriellen Werte nicht absolut verwirklichen konnte. Immerhin sei sie der Erreichung jener Ideale «näher gekommen als irgendein anderes Wirtschaftssystem vorher und nachher». Ob diese Behauptung den Tatsachen entspricht, bleibe dahingestellt. Peinlich ist bloß, daß Prof. Röpke, als er diese These zu Papier brachte, einen andern Abschnitt seines eigenen Buches offenbar nicht mehr gegenwärtig hatte, der auf S. 86 zu lesen steht. Dort wird nämlich ausgeführt, daß die Konkurrenz «eine moralisch-soziologisch nicht ungefährliche Anordnung darstellt, die daher in Schranken gehalten und überwacht werden muß, wenn sie den sozialen Körper nicht vergiften soll». Die vom 19. Jahrhundert gehegte Meinung, «daß die auf Konkurrenz und Arbeitsteilung beruhende Marktwirtschaft eine ausgezeichnete moralische Erziehungsanstalt sei und durch den Appell an den Egoismus die Menschen zu Frieden, Anstand und allen bürgerlichen Tugenden anhalte», wird auf S. 86 von Prof. Röpke als «Verblendung» bezeichnet, also entschieden abgelehnt. Die Marktwirtschaft sei kein «Moralanreicherer», sondern — «was man immer hätte wissen können!» — ein «Moralzehrer» und folglich auf das Vorhandensein von «Moralreserven außerhalb der Marktwirtschaft» angewiesen ... Wer hat nun recht in Sachen Röpke kontra Röpke? Produziert die reine Marktwirtschaft, an sich betrachtet, Sauberkeit, Anstand, Entgiftung und Frieden, und werden diese segensreichen Wirkungen durch die verunreinigte Form des Kapitalismus nur abgeschwächt, — oder ist es Verblendung, an solche Illusionen zu glauben, weil doch die Marktwirtschaft, ganz im Gegenteil, dazu neige, den sozialen Körper zu vergiften und die in ihm vorhandenen Moralreserven aufzuzehren? Was gilt denn da eigentlich? Wer erklärt mir, Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur?

Auf S. 303 bekennt sich Prof. Röpke zur Überzeugung, daß man das richtige Funktionieren der Wirtschaft nicht von einer in Wirklichkeit kaum zu erwartenden ethisch-intellektuellen Vollkommenheit der Staats-

organe abhängig machen dürfe. Das Wirtschaftssystem müsse sozusagen ein «unzerbrechliches Spielzeug sein, das nicht kaputt zu machen ist, — fool proof, wie der drastische englische Ausdruck lautet». Darin (das heißt in dieser Unzerbrechlichkeit) liege «die nicht zu schlagende Stärke der Marktwirtschaft». Sehr schön. Aber derselbe Prof. Röpke sagt auf S. 85, die Marktwirtschaft sei «in Wahrheit ein höchst zerbrechliches Kunstprodukt der Zivilisation». Ebenso lesen wir auf S. 357, freier Markt und Leistungswettbewerb seien «ein außerordentlich gebrechliches und von vielen Bedingungen abhängiges Kunstprodukt», das nicht nur «eine hohe Wirtschaftsethik», sondern auch einen Staat voraussetze, der die Regeln des Wirtschaftskampfes bestimme und ihre Innehaltung mit unnachsichtlicher, aber unparteiischer Strenge überwache... Auch hier bin ich im Zweifel, welchen Röpke ich ernst nehmen soll: denjenigen, der die Stärke der Marktwirtschaft darin erblickt, daß sie einem unzerbrechlichen Spielzeug gleiche und ethischer Vollkommenheit der Staatsorgane nicht bedürfe, oder denjenigen, der sie als höchst zerbrechliches Kunstprodukt auffaßt, dessen Schwäche durch erhabene Unparteilichkeit staatlicher Überwachung kompensiert werden müsse.

Angesichts solcher Fälle, in denen Röpke auf eine bestimmte Frage, gleichsam zur Auswahl, zwei diametral entgegengesetzte Antworten erteilt, ist es begreiflicherweise nicht leicht, zu erfassen, was er mit seinem Buche eigentlich will. Wenn ich seine Absicht recht verstehe, trachtet er in erster Linie nach einer *Rehabilitierung des kapitalistischen Wirtschaftssystems*. Er gibt zwar zu, daß dieses System eine Menge von «Fehlkonstruktionen, Widersprüchen und Entartungserscheinungen» in sich schließe, welche schon an sich ausgereicht haben müßten, den Kapitalismus «in eine ernste Krise zu treiben» (S. 35/36). Doch bemüht er sich, sozusagen zur Entlastung des Hauptangeklagten, eine möglichst große Mitschuld an der Misere unserer Zeit andern, außerwirtschaftlichen Faktoren zuzuschreiben. Die ausführlichen Plädoyers, welche diese These erhärten sollen, wirken freilich nicht recht überzeugend.

Röpke unterscheidet mit Nachdruck zwischen der abstrakt-theoretischen Konzeption des liberalen Kapitalismus und seiner konkreten, historischen Erscheinungsform, welche durch die Einwirkung wesensfremder Kräfte «verfälscht» oder «verunreinigt» sei. Auf Konto dieser verunreinigenden Momente will Röpke die bedauerliche «Entartung» der modernen Gesellschaft buchen. Mit einer verhängnisvollen Fehlentwicklung ist der Kapitalismus, nach Röpke, schon dadurch belastet worden, daß er das «Erbe der Feudalzeit» übernommen hat: die herausfordernde Ungleichmäßigkeit der Einkommens-, Vermögens- und Machtverteilung sowie die mit Gewalt oder List operierende Ausbeutung. Feudal-absolutistische Privilegien und Monopole haben dem modernen Kapitalismus «von vornherein einen falschen Start gegeben». Das Feudaleigentum an Grund und Boden habe die Vernichtung des Bauernstandes, damit aber auch Proletarisierung, Fabrikelend und Ausbeutung verschuldet. Vom Gift der feudalen Gesellschaft sei der Kapitalismus infiziert und auf den falschen Weg der überdimensionierten, monopolistischen «Mammutindustrie» gedrängt worden. Das Hineinragen des Feudalismus in den

Kapitalismus sei dafür verantwortlich zu machen, daß die liberale Wirtschaft entartete.

Röpke versteht es, diese Argumentation in bestechender Form vorzutragen. Einer ernsthaften Prüfung hält sie jedoch nicht stand. Ursprünglich wies die feudale Gesellschaft patriarchalische Verhältnisse auf, für die gerade Prof. Röpke eine besonders lebhafte Sympathie bekundet. Durch die Einwirkungen des Kapitalismus sind die patriarchalischen, «gesunden» Beziehungen zwischen den Grundherren und dem Landvolk zersetzt worden. Durch die Vorteile der kapitalistischen Produktionsweise sind die Gutsherren bewogen worden, ihre Bauern dem Elend, der Proletarisierung preiszugeben. Es geht also nicht an, die «Verantwortung» des Kapitalismus dem Feudalismus in die Schuhe zu schieben. Überdies ist es auch falsch, zu behaupten, daß das Monopol dem Kapitalismus wesensfremd sei. Auf S. 281 bemerkt Röpke, die Misere des Kapitalismus bestehe «nicht darin, daß die einen Kapital haben, sondern darin, daß die andern es nicht haben und daher Proletarier sind». Damit gibt er zu, daß der Kapitalbesitz an sich ein Klassenmonopol darstellt. Als Professor der Nationalökonomie weiß Röpke unzweifelhaft, daß eine Gesellschaft, in der jedermann «Kapital» besäße und selbständig produzieren könnte, keine kapitalistische Gesellschaft wäre. Die ursprüngliche Kapitalakkumulation und die Proletarisierung ganzer Volksschichten war für den Aufbau des Kapitalismus eine *conditio sine qua non.* Der Kapitalismus hat diese Grundlagen seines Systems teils durch feudale Machthaber schaffen lassen, teils selbst hervorgebracht; er hat aus allen Methoden der Akkumulation und der Proletarisierung Nutzen gezogen, und er darf sich folglich nicht damit «entschuldigen», daß sein reines Wesen durch «feudales Gift infiziert» worden sei. Die Neigung zur Ausbildung von Monopolen ist ein aus dem Charakterbilde des Kapitalismus nicht wegzudenkender Zug, der durch das Walten der freien Konkurrenz nicht aufgehoben, sondern nur noch schärfer ausgeprägt wird. Röpke befindet sich im Irrtum, wenn er glaubt, daß die wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches «ganz anders, und zwar weit monopolfreier» verlaufen wäre, wenn seinerzeit das Reichsgericht den Kartellen die juristische Legitimation verweigert hätte. Röpke muß ja selbst zugeben, daß in den Vereinigten Staaten das Antimonopolgesetz von 1890 sich als wirkungslos erwiesen hat, weil der Monopolismus durch immer höher getriebene Zölle indirekt gefördert worden sei. Welhalb hätte auf ähnlichem Umweg nicht auch das deutsche Kapital monopolistische Positionen erlangen können?

Im fernern bemüht sich Röpke, den Kapitalismus dadurch zu entlasten und reinzuwaschen, daß er den «Schuldanteil» außerökonomischer, insbesondere politischer Faktoren hervorhebt: Kriege, Revolutionen, Inflationen und Deflationen hätten auf die Wirtschaft destruktiv oder verwirrend eingewirkt. «Man soll unser Wirtschaftssystem», ruft Röpke aus, «nicht zum Prügelknaben für die Sünden der Politik machen.» Gewiß ist die Zahl jener staatlichen oder kriegsbedingten Eingriffe nicht gering, aus denen sich Schädigungen der Wirtschaft ergeben haben. Unbestreitbar ist anderseits aber auch, daß der Kapitalismus sich zur Befriedigung seines Profitstrebens politischer und militärischer Machtmittel bedient

und schon deshalb für die Entstehung der Kriege (samt ihren Folgen) einen überaus üppigen Nährboden darstellt. Anläßlich der deutschen Strafexpedition nach China — im Anschluß an den Boxeraufstand des Jahres 1900 — schrieb Moltke: «Wenn wir ganz ehrlich sein wollen, ist es Geldgier, die uns bewogen hat, den großen chinesischen Kuchen anzuschneiden. Wir wollen Geld verdienen, Bahnen bauen, Bergwerke in Betrieb setzen... Darin sind wir keinen Deut besser als die Engländer in Transvaal.» Die Beziehungen der Völker werden offenbar durch Ausdünstungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung vergiftet, und der Ausbruch von Kriegen, Revolutionen, Währungserschütterungen usw. steht mit dieser Tatsache in sehr engem kausalem Zusammenhang. Die Apologeten des Kapitalismus haben deshalb kein Recht, für die ökonomische Wirrnis der Gegenwart politische und militärische Konflikte verantwortlich zu machen, als ob diese Katastrophen über den unschuldigen Kapitalismus ohne dessen Zutun, aus heiterem Himmel hereingebrochen wären. Röpkes wiederholt vorgebrachte Beteuerung, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem keinen «Kollaps» erlitten, sondern einen «stetigen Fortschritt» zu verzeichnen gehabt hätte, wenn 1914 keine «außerökonomische Belastung» eingetreten und «wenn schließlich dieser neue Weltkrieg nicht gekommen wäre», wird höchstens bei naiven Gemütern verfangen.

In zweiter Linie trachtet Röpke danach, *das Ideal des Sozialismus zu diskreditieren* oder, genauer gesagt, als längst diskreditiert hinzustellen. Daß das sozialistische Gedankengut mit einer komplizierten und durchaus nicht leicht zu nehmenden Problematik belastet ist, wird ein ernsthafter Sozialist nie bestreiten. Gegen die Methoden aber, welche Röpke in seiner antisozialistischen Polemik anwendet, legen wir, weil sie wissenschaftlich unzulässig sind, Verwahrung ein.

Wie Röpke sehr zutreffend hervorhebt, ist die Gesellschaftskrise der Gegenwart u. a. auch durch eine Verwilderung der Sprache gekennzeichnet. Dieses Übel, welches vorwiegend durch propagandistischen Mißbrauch des Wortes erzeugt worden ist, kann man nur dadurch überwinden, daß man jeden Begriff peinlich genau definiert, bevor man sich seiner in einer auf Ermittlung der Wahrheit gerichteten Diskussion bedient. Es darf daher billigerweise erwartet werden, daß Röpke sich darüber ausspreche, was er unter «Sozialismus» verstanden wissen wolle, zumal gerade diese Vokabel auf den Schallplatten der Demagogie so schonungslos abgenutzt und entstellt worden ist. Leider müssen wir feststellen, daß Röpke seinem Buch eine konsequent eingehaltene Definition des Sozialismus überhaupt nicht zugrunde gelegt hat. Dieser Mangel ist um so mehr zu bedauern, als der Verfasser (S. 39) hervorhebt, welch große Verwirrung dadurch angerichtet werde, daß man heutzutage Ausdrücke wie Planwirtschaft und Sozialismus «in gedankenloser Unbestimmtheit» zu gebrauchen sich angewöhnt habe. «Wir sollten vielmehr dahin kommen», ermahnt uns Röpke, «den Ausdruck Sozialismus in seiner alten Schärfe und Begrenzung anzuwenden.» Jedermann wird diesen Vorsatz, sich um eine logisch saubere Terminologie zu bemühen, nur billigen können. Es wirkt dann freilich geradezu überraschend, mit welcher Leichtigkeit

Prof. Röpke sich über die von ihm selbst aufgestellte formale Norm hinwegsetzt. Man traut seinen Augen nicht, wenn man auf S. 162 jenen Satz liest, in dem von «allen sozialistischen Staaten der Gegenwart» die Rede ist. Gemeint sind, außer Rußland, die totalitär regierten Länder insgesamt. Ist das, mit Verlaub, der Begriff des Sozialismus «in seiner alten Schärfe und Begrenzung»?

Es handelt sich dabei keineswegs um eine zufällige, absichtslose Ungenauigkeit der Formulierung. Prof. Röpke ist allen Ernstes der Auffassung, daß er die verschiedenen Wirtschaftssysteme der Russen, der Deutschen, der Italiener usw. unter den Begriff des «Sozialismus» subsumieren dürfe. Das geht aus einer Definition hervor, die Röpke auf S.37/38 gibt. Dort wird der Sozialismus umschrieben «in dem Sinne, wie er sich nun einmal historisch entwickelt hat und zu respektieren ist, nämlich im Sinne einer totalen, Markt, Konkurrenz und Privatinitiative aufhebenden Planwirtschaft». Daß wirklicher Sozialismus vor allem die Aufhebung des kapitalistischen Privateigentums an den Produktionsmitteln in sich schließt, will der Autor hier offenbar nicht zur Kenntnis nehmen. Und weshalb wohl? Weil er eben durch diese Weglassung eines wesentlichen Merkmals sich die illegitime Möglichkeit verschafft, sowohl das russische als auch das deutsche, italienische Wirtschaftsregime (nebst andern) in ein und denselben Topf zu werfen. Das Resultat dieser Manipulation ist eine bedenkliche «Vermassung» auseinanderzuhaltender Erscheinungen. Wenn Röpke «Sozialismus» sagt, meint er in Tat und Wahrheit einen Sammelbegriff beliebiger Gesellschaftsformen, in denen die freie Marktwirtschaft eliminiert ist. Diesen Sammelbegriff bezeichnet er oft auch mit dem Wort «Kollektivismus». Die so geschaffene Konfusion wird noch dadurch vermehrt, daß Röpke zwischen der *Idee* des Sozialismus einerseits und den *konkreten* Zuständen «kollektivistischer» Länder anderseits keinen Unterschied gelten läßt. Summarisch bucht er alle Widersprüche und Unvollkommenheiten, welche man in den «sozialistischen Staaten der Gegenwart» (also auch in den faschistischen Diktaturstaaten) beobachten könne, unbedenklich zu Lasten des Sozialismus schlechthin. Auf die theoretisch immerhin denkbare Frage, ob es heute schon einen gesellschaftlichen Zustand gebe, für dessen praktische Erfahrungen man die sozialistische Idee verantwortlich machen dürfe, tritt Röpke überhaupt nicht ein. Den Kapitalismus behandelt er dagegen, wie wir sahen, mit wesentlich größerer Nachsicht. Mängel und Störungserscheinungen des Kapitalismus führt er gern, zur Entlastung des von ihm verteidigten Systems, auf die Einwirkung fremder Faktoren zurück, so zum Beispiel auf die «Erbschaft des Feudalismus», auf die «außerwirtschaftliche Belastung» durch Kriege und Revolutionen usw. Röpke verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß man die «reine» kapitalistische Wirtschaft mit ihrer empirischen Erscheinungsform vermenge, weil diese letztere «verfälscht» und «entartet» sei. Man dürfe, meint er, «das Beiwerk mit dem Wesen nicht verwechseln». Monopole, Mammutindustrien, Aktien- und Holdinggesellschaften, Massenfabrikation, Proletariat, Reklame usw. seien nicht als wesentliche, sondern als akzidentielle Merkmale des Kapitalismus zu bewerten. Es fällt Prof. Röpke nicht ein, «Bei-

werk» und «Wesen» analog auch in bezug auf den Sozialismus auseinanderzuhalten. Das Motiv dieser ungleichen Behandlung beider Begriffe wird auf S. 40 eingestanden, wo es heißt: «Der Sozialismus möge hier als Beispiel stehen für alles, was uns, wenn es sich um die einzuschlagende Therapie handelt, als *Irrweg* erscheint . . .»

Angesichts der so offenkundig tendenziösen Einstellung Röpkes zu den Fragen des Sozialismus brauchen wir uns mit ihm auf dieser Ebene nicht weiter auseinanderzusetzen.

Es bleibt uns noch übrig, die «Therapie» zu erörtern, welche Röpke zwecks *Heilung und Überwindung der heutigen Gesellschaftskrise* anwenden will. Die vom Verfasser für sein Programm gewählte Bezeichnung — «Dritter Weg»[2] — soll zum Ausdruck bringen, daß die Menschheit keineswegs vor die unausweichliche Alternative gestellt sei, entweder zum «hoffnungslos diskreditierten Liberalismus des 19. Jahrhunderts» zurückzukehren oder das Joch eines totalitären Kollektivismus (welcher Prägung auch immer) auf sich zu nehmen. Röpke will uns vielmehr davon überzeugen, daß es sowohl notwendig als auch möglich sei, durch Einführung einer «unverfälschten», das heißt von allen Entartungserscheinungen der letzten zwei Jahrhunderte befreiten kapitalistischen Marktwirtschaft «den zeitlosen Liberalismus der Persönlichkeitskultur» zu verwirklichen. Es schwebt ihm ein «ökonomischer Humanismus» vor. Durch «angemessene Ausgewogenheit zwischen Freiheit und Bindung» will er eine «von der Erbsünde der Gewalt und Ausbeutung erlöste, nichtkollektivistische und nicht-feudal-mittelalterliche Gesellschaft» konstituieren (S. 41—43). Gleichzeitig ist aber «an der bürgerlich-liberalen Wirtschaftsverfassung in allem Wesentlichen festzuhalten» (S. 79).

Die Zauberformel Röpkes, die sich in ästhetisch gebildeten, kultivierten Kreisen des Bürgertums so lebhaften Beifalls erfreut, weil sie den Wunschträumen dieser Gesellschaftsschicht entgegenkommt, lautet also ganz einfach: Wir verzichten auf eine fundamentale Umgestaltung der Gesellschaftsordnung, wir beschränken uns auf eine Säuberung des Kapitalismus von verunreinigenden Schlacken, und nichtsdestoweniger werden wir die Früchte einer Revolution (Erlösung von Gewalt und Ausbeutung) ernten können.

Wer etwa auf den Gedanken kommen sollte, dieses Programm für eine «verstiegene Utopie» zu halten, wird von Röpke (S. 46/47) dahingehend belehrt, «daß es unter den geistig und wirtschaftlich führenden Ländern des euro-amerikanischen Kulturkreises ja tatsächlich Länder gibt, in denen das meiste dessen, was wir für dringend geboten halten, bereits in mehr oder weniger vollkommener Weise vorhanden ist und eine geradezu herausfordernde Gesundheit bewiesen hat». In höchstem Maße

---

[2] Der von Röpke hinsichtlich dieser Bezeichnung geltend gemachte Prioritätsanspruch bedarf einer Nachprüfung. Franz Oppenheimer hat schon 1933 eine Broschüre publiziert unter dem Titel: «*Der dritte Weg* — weder so, noch so», wodurch er ausdrücken wollte, daß die Menschheit keineswegs vor der Alternative stehe, zwischen Kapitalismus und Kommunismus wählen zu müssen.

treffe diese Feststellung auf die Schweiz zu. Wir werden somit bei der Verwirklichung des Röpkeschen Programms, im Vergleich zu andern Nationen, nur minimale Anstrengungen zu machen haben, worin viele Leser, mit Hinblick auf die Dinge, die da kommen werden, einen wohltuenden Trost erblicken mögen. — Nebenbei bemerkt: Obwohl das meiste dessen, wofür unser Autor sich einsetzt, in verschiedenen Ländern «bereits vorhanden» sein und einer strotzenden Gesundheit sich erfreuen soll, erhebt Röpke (S. 40/41) dennoch Anspruch darauf, einen «*neuen* Typus der Wirtschaftspolitik» zu vertreten, «der in keines der bisher üblichen Schemata hineinpaßt und gerade dadurch für sich einnimmt».

Der erste Schritt auf dem vielversprechenden «Dritten Weg» muß, nach Röpke darin bestehen, daß man die Wirtschaft von allen Eingriffen des Staates befreit, die die Preismechanik lahmlegen und die durch Konkurrenz bewirkte Selbststeuerung des Marktes aufheben. Röpke unterscheidet «konforme» und «nichtkonforme» Interventionen der staatlichen Wirtschaftspolitik. Nichtkonform sind solche Zwangsmaßnahmen der öffentlichen Gewalt, die das automatische Spiel von Nachfrage und Angebot beeinträchtigen, so daß der Markt die Zwangsmaßnahme nicht assimilieren und sein neues Gleichgewicht nicht finden kann. (Beispiele: Devisenzwangswirtschaft, Ansetzung von Maximalzinsen für Wohnungen usw.) Schaltet der Staat durch nichtkonforne Intervention die bisher vom freien Markt besorgte Regulierung aus, so sieht er sich bald zu weiteren Verordnungen genötigt, und er wird auf eine Bahn gedrängt, welche im totalitären Kollektivismus enden muß. Konforme Interventionen dagegen führen ins Wirtschaftsleben nur neue «Daten» ein, die vom Mechanismus des freien Marktes eingeordnet und assimiliert werden können. (Beispiele: Schutzzölle, Währungsabwertung.) Röpke bekämpft die nichtkonformen Interventionen als gesellschaftsschädlich; er lehnt auch jene Theorie des «Laissez-faire» ab, welche fordert, daß der Staat sich überhaupt aller Interventionen enthalte; Röpke gibt den konformen Eingriffen grundsätzlich entschieden den Vorzug. Ihrer hat sich der Staat zu bedienen, um durch «soziale Betreuung» die «Gesundheit der Gesellschaft» zu erhalten, das heißt den Kapitalismus vor «Entartung» und vor «Fehlleistungen» zu behüten. Zwischen dem Profitinteresse jedes einzelnen Produzenten und dem Interesse der Gesamtheit besteht, wie Röpke zugibt, eine gefährliche Disharmonie, welche eines der schwersten Gebrechen unserer Zivilisation darstellt, weil sie «die Herzen verhärtet und die Köpfe dumm macht». Durch die Konkurrenz werden die Unternehmer gezwungen, ihren eigenen Vorteil ausschließlich «auf dem Umweg über die Förderung der Gesamtinteressen» zu verfolgen, — dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß die Konkurrenz «fair, lauter und unverfälscht» sich abspiele (S. 199/200). An sich besitze die Konkurrenz, «als soziologisch-moralisch gefährliches Prinzip, das eher auflöst als verbindet», diese Lauterkeit nicht. Infolgedessen bedarf sie eines «kräftigen politisch-moralischen Rahmens, eines starken und über den hungrigen Interessentenhaufen stehenden Staates, einer hohen Wirtschaftsmoral» usw. (S. 286). Der starke Staat muß den Mut haben zu regieren, das heißt mit der ganzen Kraft seiner Autorität «in voller

Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit für die strikteste Einhaltung der Spielregeln und der sportlichen Fairneß» zu sorgen (S. 304). Alle Monopolstellungen und Privilegien, einschließlich der auf dem Patentrecht beruhenden, sind, da sie sich mit Fairneß in freier Konkurrenz nicht vereinbaren lassen, aufzuheben. Staatliche Begünstigungen (wie Schutzzölle und Subventionen aller Art) müssen verschwinden, weil sie «nach unabänderlichen soziologischen Gesetzen zur offenen oder versteckten Korruption führen». Wirtschaftszweige, in denen Monopole unvermeidlich sind, — Verkehrsanstalten, Elektrizitätswerke, viele Gebiete der Rohstoffproduktion — gehören in den Besitz der öffentlichen Hand, da Privatmonopole unerträglich seien. Im übrigen aber müsse sich der Staat ökonomischer Betätigung enthalten und sich mit der Rolle eines «robusten Schiedsrichters» begnügen. Wie die Verkehrspolizei sich darauf beschränke, den Fahrern die Beobachtung bestimmter Vorschriften zur Pflicht zu machen, jedem Einzelnen es jedoch überlasse, ob und wie und wohin er fahren wolle, so müsse auch das Organ der Wirtschaftspolitik lediglich auf die Rahmenbedingungen der ökonomischen Aktivität der Menschen einwirken (S. 292—294). Krisenbetroffenen Wirtschaftszweigen solle der Staat keineswegs durch «Erhaltungsintervention», welche auf die Dauer wirtschaftspolitischer Armenunterstützung gleichkomme, sondern nur durch «Anpassungsintervention» zu Hilfe kommen, so zum Beispiel durch Beratung und Subventionierung bei der Umschulung konkurrenzunfähig gewordener Produzenten, bei der Verbesserung der Absatzorganisation und ähnlichem (S. 296—299).

Ferner muß der Staat, wenn er sich die Richtlinien des «Dritten Weges» zu eigen macht, durch konforme Intervention alle Entartungserscheinungen des Kapitalismus ausmerzen. Die so überaus weit getriebene Arbeitsteilung der modernen Wirtschaft hat eine «wachsende Anonymität aller gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen» zur Folge gehabt und «die Menschen, denen man Fairneß schuldet, in immer blassere Ferne gerückt». Deshalb ist eine «Rückbildung» der Arbeitsteilung und eine Verstärkung der Selbstversorgung sowie der «einfachen lokalen Kundenbeziehungen (Handwerk)» vorzunehmen (S. 207). Man muß «einen Teil der alten Gemütlichkeit» wieder herstellen; dann werde «das Pflanzland hinter dem Hause Wunder tun» (S. 208—209). Die industrialisierte Landwirtschaft («Weizenfabriken») soll zugunsten bäuerlicher Betriebe, deren Größe die Arbeitskraft des Familienverbandes nicht überschreite, in den Hintergrund treten, *was* auch die Agraringenieure dazu sagen mögen, deren technisch-rationalistisches Denken sich um Kunstdünger, Traktoren und Höchsterträge bewege, dagegen vom sozialbiologischen Wert eines regenerierten Bauernstandes nichts wisse (Seite 317). Die bäuerliche Welt stellt die letzte große Insel dar, die noch nicht von der Flut der «Vermassung» ergriffen worden ist; diesen Bereich einer vital befriedigenden Existenzform müsse man nicht nur erhalten, sondern erweitern, damit unsere kranke Gesellschaft gesunde (S. 319). Die Schaffung einer starken, menschenreichen Landwirtschaft bäuerlichen Stiles ist das oberste Ziel einer weitblickenden Politik (S. 330). In ähnlicher Weise soll auch das Handwerk sowie der Kleinhandel ge-

fördert und gepflegt werden, nicht im Sinne zünftlerischer Privilegierungsbestrebungen der Vergangenheit, sondern im Sinne der Entwicklung praktisch möglicher Qualitätsüberlegenheit gegenüber der industriellen Massenerzeugung. Was die Industrie anbelangt, so sieht der «Dritte Weg» für sie eine möglichst weitgehende «Entproletarisierung und Dezentralisierung» vor. Arbeiter sollen (nach dem Vorbild der Firma Bally in Schönenwerd) mit Bau- und Pflanzland ausgestattet, also «bäuerlich verwurzelt» werden. Entpersönlichende und mechanisierende Produktionsmethoden (laufendes Band, Taylorsystem usw.) sind zu beseitigen, die Fabriken des Kasernencharakters zu entledigen, die Arbeiter psychisch an der Produktionsaufgabe und finanziell am Produktionseigentum (etwa durch Klein-Aktien) zu beteiligen. Die Ausbildung von Großbetrieben («Mammutindustrie») ist zu bekämpfen, die Kapitalversorgung der kleineren Betriebe zu verbessern. «Wirkliche Sozialpolitik ist gleichbedeutend mit einer Politik des Abbaues des Proletariats» (S. 353). Der Arbeiter soll befähigt werden, beim Eintritt einer Krise den Stoß aufzufangen. Er soll «im Notfall seine Mittagsmahlzeit aus dem Garten, seine Abendmahlzeit aus dem Zürichsee holen und seinen Kartoffelvorrat sich im Herbst beim Roden auf dem brüderlichen Anwesen verdienen» können (S. 355). Nicht plötzlich, sondern nur durch einen «langen Umstimmungsprozeß» kann der «Dritte Weg» sein großes Gesamtziel erreichen: eine freie, gerechte, entmasste und entproletarisierte Gesellschaft (S. 313). Durch geeignete Mittel (zum Beispiel durch scharfe Erbschaftsbesteuerung) soll der Staat auf einen Ausgleich schroffer Besitzesunterschiede hinwirken. Freilich besteht die soziale Gerechtigkeit keineswegs in einer Gleichheit der ökonomischen Position aller Individuen, sondern nur in einer Gleichheit der Bedingungen wirtschaftlichen Wettbewerbs («Startgerechtigkeit»). Analoge Prinzipien sollen auch der «Internationalen Neuordnung» zugrunde gelegt werden, deren Problematik jedoch von Röpke nur auf knapp zwölf Seiten flüchtig skizziert wird. Im wesentlichen empfiehlt er die Rückkehr zu einer liberalen Weltwirtschaft mit erträglichen Zöllen, Meistbegünstigung, Politik der offenen Tür, internationalem Währungssystem und ohne «Großräume».

Röpkes «Dritter Weg» ist, wie man sieht, zu einem großen Teil mit romantischen Vorsätzen und weltfremden Simplifikationen gepflastert. Vor mehr als hundert Jahren hätte sein Programm, wenn es befolgt worden wäre, die «Entartung» des Kapitalismus vielleicht etwas verlangsamen können. Heute ist es gewiß zu spät, eine «Rückbildung» der dem Kapitalismus über den Kopf wachsenden Produktivkräfte als «Therapie» zu empfehlen. Es gibt kein Zurück von den Kolossalprojekten des Faust zum idyllischen Dasein von Philemon und Baucis. Von den Illusionen eines John Ruskin, eines Wiliam Morris dürfen wir uns nicht aufs neue verblenden lassen. Röpke verlangt, daß wir in gewissen Fällen auf die weitere Verwendung der Maschine verzichten sollen (S. 78). Schon die Erfahrungen, welche von verzweifelten Maschinenstürmern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gemacht worden sind, sollten uns aber endgültig darüber belehrt haben, daß es unmöglich ist, die Entwicklung der Technik aufzuhalten, um eine «gesunde» soziale Struktur zu konser-

vieren. Schöpferische Politik kann nur darin bestehen, daß man jeder neuen technischen Entwicklungsstufe eine entsprechende neue Gesellschaftsordnung verleiht, die die *Menschenrechte* in größmöglichem Umfang zu gewährleisten hat. Der heutige Stand der Produktivkräfte verlangt nach einem neuen System der Verteilung des Sozialproduktes. Die «historische Interferenz», welche zwischen Erzeugungs- und Verbrauchsorganisation entstanden ist, bildet die wesentliche Ursache aller sozialen Erkrankungen unserer Zeit. Einer zweckmäßigen Koordination von Erzeugung und Verbrauch stehen die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse im Wege. Schon Heinrich Pestalozzi hat sich zur Überzeugung bekannt, daß das Eigentum nicht absolut, sondern nur insofern «heilig» sei, als es dem Wohl der Allgemeinheit diene oder doch zum mindesten nicht entgegenwirke. Simonde de Sismondi schrieb 1837: «Wir steuern darauf los, jede Art von Eigentum von jeder Art von Arbeit zu trennen, alle patriarchalischen Beziehungen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber zu lösen und dem ersteren jede Art von Anteil an dem Profit des letzteren zu nehmen... Ohne Zweifel wird einmal die Zeit kommen, in der unsere Enkel uns als nicht weniger barbarisch verurteilen, weil wir den arbeitenden Klassen keine andere Sicherheit boten, als jene Völker, welche sie zu Sklaven machten». Und 1850 stellte Rodbertus fest, man dürfe «sich vor dem Geständnis nicht länger sperren», daß in der volkswirtschaftlichen Organisation «ein Fehler verborgen» sei. Vom rechtlichen Standpunkte aus, lehrte er, bleibe «nur noch die Aufhebung des (privaten) Grund- und Kapitaleigentums übrig». Allerdings käme «diese letzte Sühnung eines alten Unrechts» erst in Frage, wenn einmal eine Organisationsform gefunden sei, welche die dem Kapital obliegenden Funktionen abzunehmen und auf andere Weise zu besorgen imstande wäre. — Das 20. Jahrhundert verfügt nun über eine solche neue Organisationsform: die sozialistische Gemein- und Planwirtschaft. Die Schlußfolgerung, welche sich daraus ergibt, ist evident.

Aber Röpke sträubt sich gegen diese Schlußfolgerung. Rückschrittlich erscheint seine Position sogar im Vergleich mit Sismondi und Rodbertus. Obwohl er glaubt, am «entarteten» Kapitalismus schärfste Kritik zu üben, erreicht er die genannten Klassiker, die vor hundert Jahren schrieben, nicht einmal in dieser Hinsicht. Röpkes Forderung, daß man seine Gesinnung nicht unritterlich verdächtigen möge, respektieren wir. Gleichgültig aber, ob er es gewollt hat oder nicht, — sein «Programm» ist reaktionär, trotz fortschrittlicher und sogar radikaler Verbrämung. Aus diesem innersten Widerspruch erklären sich ja auch die formalen Widersprüche im Detail, an denen Röpkes Buch so auffallend reich ist. Weil er unausweichlichen Konsequenzen um jeden Preis doch entrinnen will, läßt sich Röpke zu gewaltsamen Argumentationen verleiten, nach Art jener «Epizyklentheorie», welche vor einem halben Jahrtausend von verzweifelten Anhängern des ptolemäischen Weltbildes gegen die Wahrheit des kopernikanischen Systems ins Feld geführt worden ist. Ebenso aussichtslos klammert sich nun in Röpkes Buch der untergehende Kapitalismus noch an eine vermeintliche Lösung, an die Fata Morgana des «Dritten Weges».

Die sozialistische Idee als zweckmäßigste Überwindung der heutigen Gesellschaftskrise anzuerkennen, weigert sich Röpke, mit der (von Nietzsche formulierten) Begründung, Sozialismus sei «die zu Ende gedachte Tyrannei». Wenn ein Staat im Bereiche der Wirtschaft total sei, werde er es zwangsläufig auch im politischen und geistigen Bereiche sein. Der Sozialismus müsse deshalb den Staat zum «Leviathan» machen, und er könne «nicht anders als freiheitvernichtend» wirken. Er erziehe die Menschen zum Ideal der «komfortablen Stallfütterung» ohne eigene Verantwortung und lasse die wahre Wohltätigkeit verkümmern. Die sozialistische Planwirtschaft treibe die «Vermassung» zur äußersten Konsequenz (Sozialismus = «Proletarismus»); sie politisiere die Wirtschaft, welche unter der Herrschaft der freien Konkurrenz doch «politisch neutralisiert» sei. Jeder Kollektivismus verfälsche die Willensäußerungen der Konsumenten, behandle sie als «lästige Figuren» und errichte eine «ökonomische Despotie». Die Bevölkerung habe sich derjenigen Verwendung der Produktivkräfte zu unterwerfen, welche die den Staat beherrschende Gruppe anzuordnen für gut befinde. So werde der Staat seine autoritären Entscheidungen nur zu oft unter dem Druck einer interessierten Minderheit treffen. Eine demokratische Methode zur Abwehr behördlicher Willkür und zur Sicherung der individuellen Freiheitssphäre sei undenkbar. Der unter den gegenwärtigen Verhältnissen entstehende Kriegssozialismus sei zwar unentbehrlich und habe als Ausnahmezustand seine Berechtigung; doch müsse er nach Friedensschluß überwunden werden.

Darin stimme ich mit Röpke überein, — und ich habe diese Auffassung 1938 in meiner «Historischen Tragik der sozialistischen Idee» dargelegt —, daß unter sozialistischen Eigentums- und Produktionsverhältnissen die Gefahr eines gruppenegoistischen Mißbrauchs der planwirtschaftlichen Macht unleugbar bestehen werde. Jede menschliche Gesellschaftsform wird, so glaube ich, mit analogen Gefahren zu rechnen und sie immerfort zu bekämpfen haben. Völlig unverständlich ist mir aber, wie Röpke dazu kommt zu behaupten, daß es nur unter privatkapitalistischen Verhältnissen möglich sein soll, den in der Gesellschaft sich regenden Korruptionstendenzen einen ausreichenden moralischen Widerstand, einen «Terror der Anständigkeit» entgegenzusetzen. Röpke weiß, welch giftige Dünste dem System der freien Konkurrenz entsteigen; doch tröstet er sich und seine Leser damit, daß es möglich sein werde, alle korrumpierenden Sonderinteressen im Zaum zu halten. Der «starke Staat» werde die Ausübung seiner schiedsrichterlichen Überwachungstätigkeit einem Beamtentum anvertrauen, welches «mit höchstem Berufsethos und ausgesprochenem Korpsgeist (!) erfüllt» sein werde. Um illegitime Einflüsse auszuschalten und die Objektivität aller Entscheidungen zu gewährleisten, empfiehlt Röpke, in erster Linie die Gerichte mit der staatlichen Wirtschaftspolitik zu beauftragen, da sie «die letzte Zitadelle der Staatsautorität und des Vertrauens zum Staate» darstellen. Im übrigen setzt Röpke große Hoffnungen auf die menschliche Vernunft sowie auf ein «elementares Gefühl für Anstand, Gerechtigkeit, Ordnung, Gemeinschaft, Ritterlichkeit und Verträglichkeit» (S. 307). Mit Waffen

dieses Kalibers will Röpke die monopolistischen Bastionen der «Mammutindustrie» und des Finanzkapitals zertrümmern, um für die «Fairneß» des «Dritten Weges» Raum zu schaffen. Durchschlagenden Erfolg verspricht er sich offenbar auch von seinem «besonders dringenden Appell an alle Reichen», die er auffordert, «gelassen und unabhängig über den engen Bezirk ihrer Sonderinteressen hinauszublicken auf das große Ganze, mit kühlem Verstande, gutem Willen und ohne Interessenphrasen». Denn «richesse oblige». Tatsächlich müsse man deshalb «dahin kommen, daß ein reicher Mann sich geniert, wenn er wirtschaftliche Meinungen vertritt, die seinen Sonderinteressen parallel laufen, und nicht nur den andern, sondern vor allem sich selbst dabei verdächtig vorkommt (S. 210). Der Mensch, belehrt uns Röpke, sei weder Engel noch Bestie; es schlummern verschiedene Kräfte in seinem Wesen, und es komme darauf an, die sittlich guten Tendenzen zu aktivieren. Dagegen ist nichts einzuwenden. Warum aber gilt diese «optimistische» Anthropologie, nach Röpke, nur unter der Voraussetzung, daß uns die ... freie Marktwirtschaft erhalten bleibe? Unter sozialistischen Verhältnissen verschwindet offenbar das «elementare Gefühl» für moralische Werte, der menschliche Charakter zeigt nur noch seinen bestialischen Aspekt, und es tritt die «pessimistische» Anthropologie in Kraft. Eben diesem anthropologischen Dualismus Röpkes vermag ich ganz und gar nicht zu folgen. Wenn moralische Kräfte imstande sein sollen, im kapitalistischen System die Korruption zu bändigen, dann werden sie dieser Aufgabe im Rahmen der sozialistischen Wirtschaft erst recht gewachsen sein. Daß die sozialistische Ordnung die moralischen Reserven der Gesellschaft zersetze, hat Röpke nicht dargetan. Wohl aber hat er diesen Beweis hinsichtlich des Systems der freien Marktwirtschaft erbracht. Warum also sollte der sozialistische Funktionär über ein geringeres Berufsethos verfügen, als der bürgerlich-liberale? Man mag an der moralischen Integrität und Unanfechtbarkeit *jeder* Bürokratie grundsätzlich zweifeln; die Art aber, wie Röpke sein diesbezügliches Urteil differenziert, entbehrt jeder einleuchtenden Begründung.

Wir schließen mit der bedauerlichen Feststellung, daß das besprochene Buch, weit davon entfernt, die Problematik unserer Zeit zu klären, sowohl durch innere Widersprüche als auch durch tendenziöse Stellungnahme verwirrend wirkt, den Weg zum Verständnis der sozialpolitischen Situation der Gegenwart verbaut und daher geeignet erscheint, das staatsbürgerliche Wollen der Leser, wenn auch ohne böswillige Absicht, zu desorientieren.

Sozialismus und Christentum

Von Franz Schmidt

Wir möchten das Erscheinen eines sehr wichtigen theologischen (in Wirklichkeit nicht-theologischen) Buches zum Anlaß nehmen, wieder einmal die Frage Sozialismus und Christentum, welche früher in unseren